

Zola's Beurtheilung.



Der seltsame Prozeß, den der bedeutendste Romanschrißsteller des modernen Frankreich, Emile Zola, gegen sich heraufbeschworen, ist formell zu Ende, ein hartes Urtheil hat den Mann getroffen, der den Versuch gewagt hat, seine temperamentvolle Persönlichkeit einzusetzen in den Kampf gegen das Bündniß der Staatsraison und des formalen Rechtes; als er den Kampf aufnahm, da mußte er wissen, daß nicht immer der Sieg bei dem Muthigen ist, und wenn er jetzt das Schlachtfeld als Unterlegender verläßt, so mag ihn Bitterkeit erfüllen, aber dennoch muß es ihm zum Bewußtsein gelangen, daß ein großer Einsatz auch ein großes Opfer werth sei.

Der Zola-Prozeß wird noch eine Fluth von Erörterungen heraufbeschwören, er wird vielleicht auch den Ausgangspunkt einer Kette von Ereignissen bilden. Eine Rückerinnerung an denjenigen Moment des Prozesses, wo Zola, unmittelbar vor der Urtheilsfällung zu seiner Vertheidigung spricht, ist in unserm bei stehenden Bild gegeben, daß daher den Lesern willkommen sein dürfte.

Attentat auf den König von Griechenland.

Als König Georg am Sonnabend Nachmittags gegen 5 Uhr in einem Landauer mit der Prinzessin Marie von Phaleron zurückkehrte, feuerten zwei Individuen, die sich in dem Graben neben der Straße versteckt hatten, aus Grasgewehren auf den königl. Wagen.

Der erste Schuß ging fehl. Der zweite traf den königlichen Leibjäger am Fuß. Die Equipage fuhr im Galopp davon. Es wurden hintereinander noch sieben Schüsse hinter dem Wagen her abgefeuert, die aber alle nicht trafen. Der König und die Prinzessin trafen wohlbehalten im königlichen Schlosse ein. Die Nachricht hat unter den Personen, die bisher Kenntniß von dem Attentate haben, ungeheure Aufregung hervorgerufen. — Der eine der Angreifer trug graue Kleidung, der König erklärte, er werde ihn leicht wieder erkennen können. — Die Attentäter sind entflohen.

Die Kugel traf den Leibjäger, der neben dem Kutscher auf der königlichen Equipage saß, am Fuß. Als die zweite Kugel am Wagen vorbeipassirte, stellte sich der König aufrecht hin um die Prinzessin zu deden. Das eine Pferd des Wagens wurde ebenfalls getroffen, jedoch nur so leicht, daß der Wagen ohne weiteres Hinderniß im Galopp davonfahren konnte. Der eine der Angreifer, der mitten auf der Landstraße niedergekniet war, zielte auf den König; dieser bemerkte indessen, daß das Gewehr zitterte. Das ist auch wahrscheinlich der Grund der Rettung des Königs gewesen. Der Attentäter, den der König deutlich erkennen konnte, schien sehr jung zu sein, kaum zwanzig Jahre alt. Dies war derselbe, der wiederholt hinter dem Wagen her schoß, der andere Angreifer versteckte sich und schien ängstlicher zu sein. — Ein Gefühl des Abscheus hat alle Kreise ergriffen. Die hervorragendsten politischen Persönlichkeiten haben sich beeilt im Schlosse ihrem Unwillen und ihre Theilnahme Ausdruck zu verleihen.

Der amtliche Bericht über das Attentat lautet: Gestern Nachmittags 5 1/2 Uhr, als Se. Majestät der König in Begleitung der Prinzessin Marie im offenen Wagen von seiner gewohnten Spazierfahrt aus Palatio-Phaleron zurückkehrte, schossen zwei mit Grasgewehren bewaffnete unbekannte Individuen aus einer Entfernung von sechs Klafter auf das königliche Fuhrwerk. Sie verwundeten den Leibjäger, der neben dem Kutscher saß, leicht am Bein und die beiden Pferde. Se. Majestät wurde, obgleich er sich erhob, um Prinzessin Marie gegen die Geschosse zu deden, nicht verletzt und kehrte unverseht in das Schloß zurück.

Der König empfing alle fremden Gesandten, die ihm persönlich ihre Glückwünsche aussprachen. Unter den ersten, die zur Glückwünschung ins Palais kamen, befanden sich Delyannis und Ralli. Der König zeigte große Ruhe; er sagte, das unglückseligste Vorgehen einiger Preshorgane, sowie die fortgesetzte Fälschung der Thatfachen habe zu diesem bellagenerwerthen Resultat geführt. Um 9 1/2 Uhr hielt der Metropolit in der Kapelle des königlichen Palais einen Dankgottesdienst für die wunderbare Errettung ab. Die Königin war während des Tedeums niedergekniet, sie war sehr erschüttert. Für 10 Uhr Abends war ein außerordentliche Ministerrath zusammengerufen. Die Regierung beschloß, noch Abends in dem Amtsblatte einen Bericht über das Attentat zu veröffentlichen. Die Bewegung in der Stadt nimmt zu. Alle verurtheilen scharfsteins die verabscheuenswürdige That; auch die Kreise, in denen wenig Sympathie für den König herrscht, sind von demselben Gefühl bewegt.

Einer von den am Mordanschlag auf den König Theilhabenden, Namens Kardigi, der ein unterer Beamter bei der hiesigen Bürgermeisterei ist, ist verhaftet worden. Er wei-

gert sich, seine Mitschuldigen zu nennen. — Kardigi, der verhaftete Theilnehmer an dem Mordanschlag auf den König, ist ein 35jähriger Mann, ehemalige Unteroffizier, Angehöriger einer Athien eigenthümlichen Species, die die Mitte zwischen Zuhältern und Straßenräubern einnimmt. Kardigi scheint eine allgemeine Idee von Anachismus zu haben. Er erweist sich als ein stumpfsinniger Mensch, den die Deklamationen einer gewissen Presse aufgeregt haben, die jeden Morgen und jeden Abend Verrath schreibt, den König beschimpft und die königliche Familie gröblich beleidigt. Der Verbrecher hatte eine Anstellung im Bürgermeisterrat, wo er sich jedoch selten blicken ließ. Nachdem die Polizei in Erfahrung gebracht hatte, daß er sich in einem bestimmten verdächtigen Hause verborgen halte, umzingelte sie dieses. Um den gegen ihn bestehenden Verdacht zu beseitigen, begab sich Kardigi aus freien Stücken zur Staatsanwaltschaft. Hier wurde er jedoch mit Fragen dermaßen in die Enge getrieben, daß er schließlich gestand, einer der Urheber des Anschlages gegen den König zu sein. Er zeigte keinerlei Reue und erklärte, wenn seinem Mitschuldigen, als dieser am Boden knieend auf den König schoß, nicht die Hand gezittert hätte, wäre der König unfehlbar getödtet worden. Später hüllte sich Kardigi in vollkommenes Stillschweigen. Er weigert sich seinen Mitschuldigen namhaft zu machen.

Deutsches Reich.

Zur demnächstigen Reise des Kaisers nach Palästina wird der „Mezer-Zeitung“ mitgetheilt, daß der Abt Dr. Uhlhorn — den Titel eines Abtes von Loccum führt stets der erste Geistliche der evangelisch-lutherischen Landeskirche der Provinz Hannover — vom Kaiser, bei dem Dr. Uhlhorn in hohem Ansehen steht, die Einladung erhalten hat, ihn auf seiner Reise nach Palästina zu begleiten. Gleichzeitig hat der Kaiser an Dr. Uhlhorn die Bitte gerichtet, ihm eine Denkschrift über die muthmaßliche Lage von Golgatha auszuarbeiten. Der hochbetagte Geistliche hat die Einladung zur Reise nach Jerusalem mit Rücksicht auf sein hohes Alter ablehnen müssen, der zweiten Bitte wird er jedoch dem Vernehmen nach gern entsprechen. Abt Uhlhorn war zur Zeit des Katechismusstreites zu Anfang der sechziger Jahre das Haupt der hannoverschen Orthodoxie. — Ob und wann der Kaiser eine Reise nach Jerusalem unternimmt, steht noch keineswegs fest.

Bemerkenswerthe Aeußerungen des Kaisers beim Empfang der Mezer Deputation werden nachträglich bekannt. Nachdem der Monarch die künstlerisch ausgeführte Dankadresse der Stadt Mez mit sichtlichem Interesse aus den Händen der Deputation entgegengenommen hatte, sprach er sich ganz besonders anerkennend über die herrliche Arbeit aus und sagte dem „B. T.“ zufolge unter andern: „Ich freue mich sehr, daß ich dem Aufgeben einer geschlossenen Stadumwallung, zumal bei einer starken Grenzfestung habe zustimmen können. Diese Maßnahme ist der Beweis dafür, daß der Friede gewährleistet ist. Ich hoffe, daß durch Beseitigung der Umwallung der Stadt Mez die gedehliche Entwicklung der Stadt im Frieden bedeutsame Fortschritte machen wird. Allerdings dürfen die militärischen Interessen trotz des gewährleisteten Friedens nicht außer Acht gelassen werden.“

Aus Elbing melden die „B. N. N.“: Der Landrath des Kreises Marienwerder machte es den Gemeindevorsteher und Schöffen in der Verfügung zur Pflicht, allen Versuchen der Mitglieder, in Gemeindeversammlungen und Gemeindevertretungen Beratungen in polnischer Sprache zu führen, mit größter Entschiedenheit entgegenzutreten. Falls die Gemeindevorsteher und Schöffen es an der nöthigen Aufmerksamkeit und Entschiedenheit fehlen lassen sollten, wurden strenge Strafen angedroht.

Der Assessor und Hilfsrichter Dr. Riso in Leipzig wurde wegen schwerer Urkundenfälschung und verläumdlicher Beleidigung zu 6 Monaten Gefängniß und einen Jahr Ehrverlust verurtheilt. Die Beleidigung ist nach der Preß. Ztg. verübt worden gegen den griechischen Konjul Phocios Naoum. Es handelt sich um ein Telegramm und ein Schriftstück, die von Leipzig aus an den griechischen Minister Ruffus gerichtet worden, und worin Konjul Naoum beschuldigt wurde, die hier lebenden Griechen und deren Vaterland verunglimpft zu haben; auch habe der Konjul die Bibliothek eines hier verstorbenen griechischen Studenten verkauft, ohne den Erlös an die Erben abgeführt zu haben, Jahre lang keine Rechnung über Kirchengelder gelegt und Vergerniß hervorgerufen, weil er (vor 36 Jahren) eine Schauspielerin niederen Ranges (die Sourette Karg) geheirathet habe.

Eine vom Senat in Hamburg erlassene Verordnung betr. das Verbot der Verwendung von Kindern beim Austragen von Milch, Brot, Zeitungen u. wurde durch Erkenntniß des Oberlandesgerichts für ungiltig erklärt, weil der Senat zwar die oberste Verwaltungsbehörde, jedoch zum Verbotserlaß nicht befugt sei; hierfür sei nach der Gewerbeordnung ausschließlich der Bundesrath zuständig.

Nachrichten aus Südwestafrika zufolge hat am 23. Dezember v. Js. ein erfolgreiches Gefecht von Theilen der Schutztruppe unter Hauptmann v. Eschhoff gegen Aufständische im Nordbezirk des Schutzgebietes bei Zaub unweit Franzfontein stattgefunden. Die Truppe hat hierbei folgende Verluste erlitten: Tod: Reiter Mauß und Geißler. Schwer verwundet: Sekonde-Lieutenant Benjen.

Ausland.

Frankreich.

Zur Dreyfus-Affäre macht die „France“ verschiedene Mittheilungen, die wir, weil sie noch zu weiteren Erörterungen Anlaß geben dürften, nicht unerwähnt lassen wollen, die aber nur mit allem Vorbehalt aufzunehmen sind. Das Blatt glaubt in der Lage zu sein, die Gründe anzugeben, weshalb die Regierung schweigen und Esterhazy vor der wider ihn erhobenen Anschuldigung retten mußte. Esterhazy soll, ehe die russisch-französische Allianz geschlossen wurde, einer der rührigsten Geheimagenten Rußlands in Frankreich gewesen sein und den heutigen Freunden des Frankreichs militärische Dokumente ausgeliefert haben. All das sei Herrn Hanotaux bekannt, der jetzt durch den Kriegsminister den deden lassen muß, der kompromittirende Geheimnisse besitzt und der gedroht haben soll, aus der Schule zu schwagen, wenn man ihn nicht aus der Palaste jöge, in die er gerathen ist. Die „France“ fügt hinzu: „Es ist sicher, daß die Lage unter solchen Umständen eine sehr heikle ist, allein dies könnte trotz allem

Ein Testament.

Roman von Adolph Streckfuß.

(Nachd. verb.) (Fortsetzung.)

„Dein Freund, Onkel Karl, wie ich höre?“ warf Bertram mit einem Tone ein, in welchem ein gewisses Mißtrauen so unverkennbar lag, daß der Onkel es nicht überhören konnte, wenn er es auch gewollt hätte; er kniff die Lippen fest zusammen und das ohnehin unfreundliche Gesicht wurde noch mürrischer und grämlicher, den gleichen Ausdruck nahm auch das Gesicht seines Sohnes an, als er ärgerlich fragte: „Stehen wir hier vor Gericht, Vater? Willst Du Dir Impertinenzen von diesem hergelaufenen Vetter sagen lassen? Ich bitte Dich, weise ihm die Thür, wir haben nichts mit ihm und seinem Assessor zu thun.“

„Ruhig, Wilhelm! In Geschäftsangelegenheiten darf man nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen und dies ist eine Geschäftsangelegenheit. Deine Frage, Nefse Ernst, klingt, so einfach sie scheint, doch beleidigend. Du sprichst ein Mißtrauen aus, zu dem Du kein Recht hast. Notiere Dir die Zeugen, wenn Du Lust hast, weitere Bemerkungen aber verbitte ich mir.“

Bertram sah ein, daß er zu weit gegangen war. Mit der ihm eigenen freimüthigen Offenheit gestand er dies sofort zu. „Du hast Recht, Onkel Karl“, sagte er, „aber Du wirst

mir zugeben, daß ich wohl alle Ursache habe, das Testament des Onkels Franz genau zu prüfen, da es, wie ich höre, so ganz anders ausgefallen ist, als ich erwarten konnte.“

„Thue, was Du willst, ich hindere Dich nicht und bin sogar bereit, Dir jede beliebige Auskunft zu geben, sobald Du sie nicht in beleidigender Weise verlangst.“

„Du bist viel zu nachsichtig, Vater.“

„Laß mich, Wilhelm! Je eher dies Geschäft beendet ist, desto besser. Ich hoffe, die heutige Unterredung soll die letzte sein, welche ich mit Ernst habe, mag sie wenigstens in Frieden verlaufen. Er soll nicht behaupten können, daß ich ihm dazu nicht die Hand geboten hätte. Lies jetzt das Testament selbst, Ernst.“

Bertram folgte der Weisung, nachdem der Assessor die Namen der Zeugen notiert hatte. Er las das Testament mit der höchsten Aufmerksamkeit. Es war so klar und scharf, mit so wenigen Worten abgefaßt, daß er im ganzen Stil sofort die Eigenthümlichkeit des Verstorbenen wieder erkannte, um so ungreiflicher erschien ihm der Inhalt, welcher sich ganz den Mittheilungen des Assessors entsprechend verhielt. Der Bruder Friedrich war enterbt, der Bruder Karl zum Universalerben und Testamentvollstrecker ernannt. Das Legat für Ernst war an die bekannte Bedingung gebunden, außerdem waren noch einige kleinere Legate ausgelegt. Eins auch der Madame Scharf für treue Krankenpflege. Bertram las das Testament zwei Mal, aber trotz des aufmerksamsten Forchtens konnte er

nichts Verdächtiges, kein Wort, welches auf eine Fälschung hätte schließen lassen, finden. Der Verstorbene war niemals ein Freund von vielen Worten gewesen; er hatte auch in dem Testament nur einfach und klar seinen letzten Willen ausgesprochen, ohne ihn im geringsten zu begründen; es fehlte deshalb für Ernst jeder Anhaltspunkt, um die selbstsam Bestimmungen zu erklären, und sein Verdacht, daß, wenn auch auf eine unerklärliche Weise, doch eine Fälschung begangen worden sei, wuchs. Noch einmal schaute er das Schriftstück mit peinlichster Aufmerksamkeit an, vielleicht waren die Namen Friedrich und Karl rabiert und nachträglich vertauscht, er hielt das Papier gegen das Licht, aber kein verdächtiges Zeichen war zu entdecken, das Papier war vollkommen unversehrt, die Schrift ganz gleichmäßig und fließend. Am überzeugendsten gegen den Verdacht einer nachträglichen Fälschung sprach, daß zufällig das Wort Karl ziemlich eng geschrieben war, so daß an dessen Stelle unmöglich das längere Wort Friedrich hätte stehen können.

Karl Bertram hatte mit finsterner Miene, Wilhelm Bertram mit kaum zu zügelnder Ungeduld zugehört, während Ernst Papier und Schrift forschend prüfte; als er endlich das Testament niederlegte, fragte der Onkel spöttlich: „Bist Du zu Ende? Hast Du Dich überzeugt, daß ich keine Fälschung vorgenommen habe?“

„Ich habe Dir einen solchen Vorwurf noch nicht gemacht, Onkel Karl“, erwiderte Ernst

ruhig. — „Der Inhalt des Testaments ist so merkwürdig, so überraschend, daß Du mir nicht verargen wirst, wenn ich erstaunt bin.“ „Du hattest Dich wohl schon für den Universalerben gehalten und bist nun ärgerlich über die Enttäuschung?“ fragte der Onkel mit einem höhnißchen Lachen, in welches sein Sohn Wilhelm als Echo einstimme.

„Daran habe ich gar nicht gedacht. So seltsam die Bedingung ist, an welche Onkel Franz mein Legat geknüpft hat, sie überrascht mich nicht.“

„Nun und was denn?“ „Tafel der Onkel Dich, den er nie leiden konnte, und nicht den Onkel Friedrich, welchen er liebte, zum Universalerben eingesetzt hat.“ „Dachte ich's doch!“ rief der Onkel mit einem boshaften Lachen. „Nein, so dumm war mein guter Bruder Franz nicht! Der Onkel Friedrich, der alte Anekdotenjäger mit seinem verrückten Petäri, der leichtfertige Lebemann, der wäre freilich ein Erbe nach dem Sinn des Herrn Neffen gewesen. In ein paar Jahrzehnen wärest Du dann selbst in den Besitz der Erbschaft gekommen und hättest die schönen hunderttausend Thaler verjudelt, wie Dein eigenes väterliches Vermögen. Gerade das, Du superkluger Mensch, ist der Grund gewesen, der meinen guten Bruder veranlaßt hat, mir sein Hab und Gut zu hinterlassen, damit es in der Hand meines fleißigen Wilhelm beibe. Der hätte von dem alten Faselhans Friedrich nicht einen rothen Heller bekommen, Du wärest sein Erbe

nicht gewisse Rechtsverletzungen entschuldigen, die man heute nicht mehr leugnet, und man darf trotz der momentanen Niederlage Zolas hoffen, daß die Wahrheit ruhig aus dieser Debatte hervorgehen wird. — Wie der „Radical“ von einem Geschworenen aus dem Jolaprozesse erzählt, ist Zola nur mit der Knappsten Mehrheit, mit 7 gegen 5 Stimmen schuldig gesprochen worden. — Die Regierung fährt fort, sich an denjenigen Männern in staatlichen Stellen, die für die Sache Dreyfus und Zolas eingetreten sind, zu rächen. Eine Note der „Agence Havas“ bestätigt, daß Oberst Picquart pensioniert werden wird. Lieutenant Chaplin, welcher an Zola ein Glückwunschschreiben richtete, wird zur Disposition gestellt werden. Dem Professor an der polytechnischen Schule Grimaud steht gleichfalls die Pensionierung bevor. Grimaud hat den bekannten an die Deputiertenkammer gerichteten Protest unterzeichnet und hat als Zeuge im Prozeß Zola sich sehr lebhaft für die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Dreyfus ausgesprochen.

Das Dekret des Präsidenten der Republik, das den Oberst Picquart wegen „groben Vergehens im Dienste“ aus dem Heere entfernt, ist im „Journal officiel“ erschienen. Picquart erhält die geringste Pension, die mit seinem Grade verbunden ist: die Hälfte der Pension, für 20 Dienstjahre und sechs Jahreszulagen von je 65 Francs, zusammen 2240 Francs. In Tunisien bezog Picquart ein Aktivitätsgehalt von 7000 Francs. Picquart verließ erst gestern das Arresthaus auf dem Mont Valerien. Er fand in seiner Wohnung zahlreiche Sympathiebezeugungen vor.

Amerika.

Nach Berichten aus Washington verhehlen höhere Beamte der Admiralität nicht, daß man einer kritischen Lage entgegengehe. Die Arbeiten der Untersuchungskommission in Savana würden zwar geheim gehalten doch gewinne die Meinung daß die „Maine“-Katastrophe durch eine von außen kommende Explosion einer unterirdischen Mine hervorgerufen sei, an Wahrscheinlichkeit. Die spanische Regierung leugnet allerdings das Vorhandensein unterirdischer Minen im Hafen von Havana. — „Newyork Herald“ meldet, Mac Kinley habe dem Vizepräsidenten des Senats und zwei Senatoren gegenüber die Meinung ausgedrückt, daß, wenn die Untersuchung ergeben sollte, die „Maine“-Explosion sei auf ein Verbrechen zurückzuführen, ein Krieg mit Spanien unvermeidlich wäre.

Die Ansprüche der Kunkelrübe an die Nährstoffe des Bodens.

Bei der hohen Bedeutung der Kunkelrübe für die Ernährung des Rindviehes sollte man die alte Erfahrung, daß starke Düngung für die Hervorbringung guter Ernten unentbehrlich ist, daß die Rübe nicht nur eine kräftige Düngung liebt, sondern diese geradezu verlangt, nicht außer Acht lassen. Ein Rübenacker kann nicht zu reich sein, je mehr Nährstoffe er der Rübe bietet, desto besser. Die Erträge können ganz ungläublich gesteigert werden, sofern bei guter Sortenwahl der Boden nur die nötigen Nährstoffe besitzt. Beschäftigen wir uns zunächst mit der Nährstoffentnahme einer zufriedienstellenden Ernte, die wir mit 60 000 Kilogramm pro Hektar nicht zu hoch ansetzen wollen. Dadurch werden

dem Acker entzogen: 144 Kilogramm Stickstoff, 342 Kilogramm Kali und 60 Kilogramm Phosphorsäure. In einer Stallmistdüngung von 36 000 Kilogramm führen wir dem Boden zu: 180 Kilogramm Stickstoff, 342 Kilogramm Kali und 93 Kilogramm Phosphorsäure. Das scheint ja im allgemeinen zu genügen; nur die Kalientnahme wird nicht gedeckt. Diese Folgerung ist irrig; denn zunächst darf man nicht vergessen, daß von dem ursprünglich im Stallmist enthaltenen Stickstoff der Pflanze nur etwa ein Drittel zu gute kommt, sodas wir nur etwa 60 Kilogramm Stickstoff als wirksam in Ansatz bringen dürfen. Auch das zugeführte Kali wird wohl nur zur Hälfte ausgenutzt und die Phosphorsäure eher noch etwas in geringerem Grade. Unsere Stallmistdüngung ist also keineswegs hinreichend, um einen Ertrag von 60 000 Kilogramm Rüben zu produzieren. Dafür spricht auch die praktische Erfahrung; denn wo Erträge von 60 000 und mehr Kilogramm vom Hektar erzielt worden sind, da hat man neben der Stallmistdüngung starken Gebrauch von künstlichen Düngemitteln gemacht.

Daß Stickstoff nebenbei zugeführt werden muß, ist ohne weiteres einleuchtend, aber auch ohne stärkere Phosphorsäuregabe ist auf eine gute Ernte nicht zu rechnen. Bekanntlich erfreut sich die Phosphorsäure seit langer Zeit eines besonderen Rufes. Etwas anders liegt die Sache bezüglich der Kalidüngung trotz der sehr starken Kalientnahme. Denn die Kunkelrübe wird in der Regel auf einem kalkhaltigen Boden angebaut und besitzt im hohen Grade die Fähigkeit, die im Boden enthaltenen Kaliumengen auszunutzen. Um aber einer Verarmung an Kali vorzubeugen, werden wir gut thun, wenigstens an theilweisen Ersatz neben der Stallmistdüngung zu denken.

Nachdem wir nunmehr feste Unterlagen haben, fragen wir uns, welche künstlichen Düngemittel zur Verwendung gelangen sollen. Am einfachsten liegt die Sache bei der Phosphorsäure. Wir verwenden etwa 300—400 Kilogramm Thomasmehl pro Hektar und haben darin eine stetig fließende Phosphorsäurequelle, die allen Ansprüchen der Rübe genügt. Als stickstoffhaltige Düngemittel stehen uns für den thätigen kalkhaltigen Boden das schwefelsaure Ammoniak, für andere Bodenarten der Chilisalpeter zur Verfügung. Wir gebrauchen etwa 150—300 Kilogramm schwefelsaures Ammoniak oder 200 bis 350 Kilogramm Chilisalpeter. Zuviel kann in dieser Richtung kaum gethan werden. Nehmen wir ferner noch, je nach der Bodenbeschaffenheit, etwa 400—600 Kilogramm Kainit, so dürfen wir des Erfolges sicher sein.

Mannigfaltiges.

Vom Meere verschlungen. An der jütischen Westküste haben der Sturm und das wogende Meer in der vorigen Woche arg gewüthet. Bei Bovjerg, südlich vom westlichen Einlauf zum Limfjord, hat das Meer dem Festlande große Strecken geraubt. Unweit Bovjerg sind z. B. ca 14 Meter Land vom Meere verschlungen. Das Meer hat die Sanddünen durchschnitten und ist an mehreren Stellen durch den letzten Damm gebrochen. Die Wogen rollten über die Felder dahin, Wiesen und Ackerland waren, nachdem das Wasser sich zurückgezogen, mit Seegrass, Wraatgut und dergleichen bedeckt. An der Dybaa (hiesigen Aue) wurde ein Haus

fortgeschwemmt, welches die Fischer zum Aufbewahrungsort für ihr Fischgeräth benutzten. Die Wogen haben demselben das letzte Stück Land entzissen. Bei Bövling sind an mehreren Stellen die letzten Sanddünen weggeschwemmt, und die Wogen schlugen an die letzte Schutzwehr. An mehreren Stellen ist diese durchbrochen, und das Meerwasser ergießt sich von Zeit zu Zeit über die Wiesen. Die vielen armen Familien, welche hier draußen wohnen, sind bedroht, wieder einmal von Haus und Heim vertrieben zu werden. Vor Bovjerg sind ungeheure Massen vom Abhang in die See gesunken. Das Wasser kann diesen Abhang zwar nicht überfluthen, aber raubt demselben so viel von seiner Unterlage, daß die oben gelegenen Häuser der Gefahr ausgesetzt sind, zum Strande hinab zu stürzen.

Ein neuer Spieler- und Wucherprozeß scheint demnächst wieder einmal in Hannover bevorzustehen. Auch in diesem Falle sind es wieder eine Anzahl Offiziere, die die Gerupfen sind. Die Sache soll dadurch zur Kenntniß der Staatsanwaltschaft gelangt sein, daß ein Offizier, der einen Wechsel einzulösen nicht im Stande war, seinem Vorgesetzten Anzeige von dem Treiben erstattet hat. Wie verlautet, soll der in Aussicht stehende Prozeß dem von 1893 in nichts nachstehen. Die Rolle des „ollen ehrlichen Seemann“ spielt diesmal ein junger Agent Namens Löwenstein, der sich bereits hinter Schloß und Riegel befindet. Der Genannte war auf allen Renn- und Sportsfesten zu finden und galt im allgemeinen als ein etwas aufdringliches „Gigerl“, sonst aber für harmlos. Es wird deshalb auch vermutet, daß als die eigentlichen „Macher“ noch andere Personen herangezogen werden. Außer verschiedenen Lokalen in Hannover soll besonders auch die Wohnung L's als Spielhölle gedient haben.

525 000 Exemplare der Kaiser Wilhelms-Medaille sind bisher, jedoch vorläufig fast ausschließlich in Preußen zur Vertheilung gelangt, während mindestens eine gleiche Anzahl noch verließen werden soll. Seitens des Ministeriums ist der Bewerbungstermin um die Kaiser Wilhelms-Medaille bis zum 31. März 1898 verlängert.

Einem tollkühnen Fluchtversuch unternahm am Montag ein Untersuchungsgefangener, welcher durch den Gefangenenaufseher Ludwig von Liegnitz nach Hirschberg transportirt wurde. Kurz vor Merzdorf sprang der gefährliche Eindbrecher, obwohl an beiden Händen gefesselt, in einem unbewachten Augenblick aus dem in voller Fahrt befindlichen Zuge aus den Bahnkörper; entschlossen sprang ihm sofort der Transporteur nach. Beide erlitten keinen Schaden, so daß der Beamte sogleich die Verfolgung aufnehmen konnte. Als er den Flüchtling eingeholt hatte, entspann sich ein längeres Handgemenge, wobei der Verbrecher schließlich durch einen Säbelhieb kampfunfähig gemacht wurde, nachdem er trotz seiner Fesseln den Beamten fast erwürgt hatte. Auf dem Bahnhofe Merzdorf wurde, wie der „B. a. d. Riesengeb.“ mittheilt, das Fehlen der beiden Passagiere bemerkt und sofort Hilfe geschickt. Ein mitreisender Arzt verband die beiden Verwundeten so daß die Fahrt nach Hirschberg bald fortgesetzt werden konnte. Der Flüchtling wurde durch die Strafkammer wegen schweren Einbruchsdiebstahls zu 3 1/2 Jahren Zuchthaus und entsprechenden Nebenstrafen verurtheilt.

Wie hoch können die Vögel fliegen? Hierüber giebt Robert H. Best in der Zeitschrift „Prometheus“ interessante Mittheilungen. Als er am 7. Oktober 1895 in Beirut die Bedeckung der Plejaden durch den Mond beobachtete, bemerkte er zahlreiche Zugvögel, die vor der Mondscheibe vorbeiflogen. Sie brauchen je nach ihrer Größe und Abstand zwischen 4 bis 8 Sekunden, um die Mondscheibe zu durchkreuzen. Hieraus hat nun Best die Flughöhe zu berechnen gesucht und ist dabei zu Höhen von 8000 bis 15 000 Meter gelangt. Die Schätzung dürfte kaum übertrieben sein, denn Newton berechnet in seinem Vogellexikon noch weit größere Flughöhen für Wandervögel.

Vom Wetter. Aus Köln, 25. Februar, wird berichtet: Gewaltige Schneeverwehungen haben in der letzten Nacht in der Rheinprovinz große Verkehrsstörungen hervorgerufen. In der Eifel sind die meisten Fahrstrahlen verweht. In Aachen ist der Straßenbahnbetrieb gestört. Im Fernsprechnetz dortselbst von 1300 Leitungen über 1000 gebrochen, was eine Verkehrsstörung für die Dauer von 14 Tagen hervorruft. Auf der gesamten Mittelrheinstrecke halten die Schneewehen an. Auch in Belgien sind die meisten Telephonlinien unterbrochen.

Pensionäre des Fürsten Bismarck. Während der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 wurden drei Soldaten beide Augen ausgehossen. Die drei Invaliden leben noch heute, und zwar sind dies der frühere Sergeant Weber in Wittenberg, Trent in Schönberg bei Berlin und Senftenberg in einem Dorfe unweit Potsdam. Für diese drei Männer ist vom Staate so reichlich gesorgt, daß sie vor Noth und Entbehrung hinreichend geschützt sind. Trotzdem ist vom damaligen Grafen von Bismarck noch ein Uebriges gethan, indem er, als er von diesen Unglücklichen der Schlacht hörte, sofort bestimmte, daß aus seinen eigenen Mitteln eine jährliche Zulage von 300 Mk. an sie ausbezahlt werde. Und was einst der damalige Graf von Bismarck zugesichert, das hat der Fürst von Bismarck bis heutigen Tages gehalten. Den drei Invaliden ist demnach in den dreißig Jahren die Kleinigkeit von 27 000 Mark ausbezahlt. Diese großmüthige That des Fürsten ist bisher gänzlich unbekannt geblieben.

Eine Kugel von 1870. Der Invalide Maurer August Göhlich in Thomitz hat beim Grenadier-Regiment Nr. 11 den Feldzug 1870 gegen Frankreich mitgemacht. Er wurde am 16. August in der Schlacht bei Mars la Tour durch einen Gewehrstoß in den rechten Fuß schwer verwundet. Als Invalide entlassen hatte G. an der Verletzung bis in die neueste Zeit zu leiden, da die Kugel im Lazareth nicht aus der Wunde entfernt werden konnte. Erst am 13. Februar d. J., also 27 1/2 Jahre nach der Verwundung, gelang es, dem „Landsmann“ zufolge, dem praktischen Arzt Dr. Schindowsky in Zobten, die Kugel aus dem Fuße herauszunehmen; sie wiegt 14 Gramm. Hoffentlich wird dem Göhlich nunmehr vollständige Heilung zu Theil.

- Prima Aixerprovencencöl Pfd. 1.50 Mk.
- Jungfernvprovencencöl Pfd. 1.20 Mk.
- Provencencöl Pfd. 1.00 Mk.
- Speiseessig Weinstalche 10 Pfg.
- Alle anderen Arten Essig zu billigen Preisen

Apotheke in Ahrensburg.

geworden, Du hättest dann das schöne Geld wieder an Deine freche Schauspielerdame werfen können! Aber Du hast Dich verrecknet. Schimpfe und tobe nur, wenn Du willst, es hilft Dir alles nichts.“

Es lag etwas Wahres in den Worten des Onkels. Ernst durfte sich nicht verhehlen, daß die plötzliche Sinnesänderung des Verstorbenen wohl durch die angegebenen Gründe veranlaßt worden sein konnte, sein Verdacht, daß eine Fälschung begangen sei, hing an zu schwinden und er bereuete fast, daß er sein Mißtrauen einem Fremden, dem Assessor, ausgesprochen habe. Dieser schien ähnliche Gedanken zu haben. Nachdem er noch ein Mal das Testament genau durchgelesen hatte, stand er auf. „Sie werden vielleicht noch mit Ihren Verwandten zu sprechen haben, Herr Bertram und wünschen dies gewiß ohne Zeugen zu thun. Ich will mich daher verabschieden!“ so sagte er seinen Hut nehmend. „Einen Augenblick noch, Herr Assessor,“ erwiderte Ernst bittend.

„Nein, Herr Bertram, jeder Fremde kann bei dieser eigenthümlichen Familienangelegenheit nur überflüssig sein. Meine Ansicht über dieselbe werde ich mir erlauben, Ihnen bald mitzutheilen. Ich werde im Hausflur auf und abspazieren, dort erwarte ich Sie; bitte Sie aber sich meinewegen nicht zu beeilen. Ich habe Zeit und es ist mir sogar ganz lieb, wenn ich meine Gedanken erst ein wenig ordnen kann, ehe ich Ihnen mittheile.“ Mit inner leichten, nicht sonderlich respektvollen

Verbeugung gegen die Herren Bertram Vater und Sohn, welche nur durch ein steifes Kopfnicken erwidert wurde, verabschiedete sich der Assessor, Ernst blieb allein mit seinen Verwandten.

IV.

„Was hast Du mir nun noch zu sagen?“ fragte Karl Bertram, nachdem der Assessor sich entfernt hatte. „Fasse Dich kurz; je schneller diese unsere hoffentlich letzte Zusammenkunft endet, je angenehmer muß es uns beiden sein.“

„Du hast mich selbst herbeschieden, Onkel Karl.“

„Als Testamentsvollstrecker fühlte ich mich dazu verpflichtet. Ich konnte nicht erwarten, daß Du zu Deinem nächsten Verwandten wie zu einem Betrüger, mit einem juristischen Beistand zur Seite, kommen würdest. Aber freilich, Du hast nie nach der Verwandtschaft gefragt, hast selbst jedes Band zerrissen, welches zwischen Dir und den Brüdern Deines Vaters bestand; Dir war nichts anderes zuzutrauen. Was Du selbst gewünscht, das möge nun geschehen: jede verwandtschaftliche Rücksicht möge zwischen uns aufgehoben sein. Du hast das Testament gesehen, hast Dich persönlich überzeugt, welche Rechte Dir aus demselben ersprießen, damit hört meine Pflicht gegen Dich auf. Je eher wir uns jetzt trennen, je lieber wird es mir sein.“

Ernst, der durch das Bewußtsein, dem Oheim mit seinem Verdacht vielleicht Unrecht

gethan zu haben, sehr verständlich gestimmt worden war, wurde durch die harten Worte wieder ernüchert. Er fühlte wohl, daß hier jeder Versuch, ein freundlicheres Verhältniß anzubahnen, vergeblich sein werde, deshalb unterließ er ihn. — „Du sprichst mir aus der Seele, Onkel Karl“, erwiderte er mit kalter Ruhe, „ich würde in der That auch gar nicht mehr hier sein, wenn ich nicht eben durch das Testament dazu berechtigt wäre. Du erinnerst Dich wohl, daß meine Erbschaft an eine Bedingung geknüpft ist. — Wie soll ich diese Bedingung erfüllen, ohne meine Cousine nur Gesehen zu haben. Clara wohnt in Deinem Hause, Du bist ihr Vormund. Mein Verlangen, Clara kennen zu lernen, wirst Du wohl selbst natürlich finden.“

„Hast Du Deine Schauspielerin schon vergessen?“ fragte der Onkel mit einem hämischen Lachen, in welches sein Sohn Wilhelm laut einstimmt.

„Darüber bin ich höchstens der Cousine Clara Rechenschaft schuldig.“

„Vielleicht auch ihrem Vormund! Dies mag jedoch dahingestellt bleiben. Du bildest Dir also wirklich ein, das schöne, lebenswürdige, reiche Mädchen — Du weißt doch, sie hat erst vor wenigen Wochen von einer Verwandten ihrer Mutter eine Erbschaft von 40,000 Thln. gemacht — werde Dir so ohne weiteres ihre Hand geben. Dir, dem gänzlich Unbekannten, von dem sie nichts weiß, als daß er eine Reihe schlechter Streiche gemacht, daß er den größten Theil seines Vermögens

verjubelt, das große schöne Gut Charlottenruh verläuft und mit dem kleinen Rest seines Geldes ein unbedeutendes Lumpengut Wildenhain eingekauft hat?“

Ernst fühlte, wie ihm bei den nur zum Theil gerechten Vorwürfen des Onkels das Blut zum Kopfe stieg; aber ein Blick in das hämische Gesicht des Sprechenden, der ihn offenbar absichtlich zu kränken und zum Zorn zu treiben suchte, gab ihm seine Ruhe zurück.

„Deine Bemühungen sind vergeblich, Onkel Karl“, entgegnete er sehr ruhig und spöttlich. — „Du bringst mich nicht dazu, daß ich in Zorn gerathe und mich selbst vergesse. Es wäre Dir freilich gewiß sehr willkommen, wenn Du Ursache hättest, mir ohne weiteres die Thür zu weisen, da ja mein Legat in Deine Tasche flieht, im Falle ich der Testamentsbedingung nicht entspreche. Es ist möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß aus der Heirath, welche Onkel Franz gewünscht zu haben scheint, nichts wird, jedenfalls aber will ich dies entweder aus Clara's eigenem Munde hören oder mich selbst darüber entscheiden, nachdem ich meine Cousine kennen gelernt habe.“

Karl Bertram antwortete nicht gleich. Sein Sohn flüsterte ihm zu. „Du wirst ihm doch den Willen nicht thun Vater?“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortl. für die Redaktion: G. Biese in Ahrensburg Druck u. Verlag von G. Biese in Ahrensburg u. Altrahnsfeld.

Kreisarchiv Stormarn V 6

